Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

140 (18.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Todbringende Weltrekorde

Major Segraves tragisches Geschick — ein warnender Unfall vor einem Jahr — Wie Kapitän Gray, der Himmelsstürmer, in 13 000 Meter Höhe den Tod fand — Rasende Rennfahrer

Von Kurt Hallberg

Ein schlanker, sehniger Mann, Anfang der Dreißig, mit hoher runder Stirn und einer beginnenden Glatze, die von einem mächtigen Schlapphut verdeckt wird — so hat man den britischen Major Henry Segrave in Erinnerung, der im vergangenen Sommer auch Deutschland besuchte, um an der Internationalen Motorboot-Regatta auf dem Templiner See teilzunehmen. Er war ein Sportsmann, der bei seinen rasenden Autofahrten und seinen Motorbootrennen oft sein Leben aufs Spiel setzte; aber er war nicht leichtsinnig, und sein Lebenshunger war groß genug, um ihn von Experimenten zurückzuhalten, bei deren Durchführung der Tod wahrscheinlicher als der Sieg war. Am 11. März 1929 hatte er in Dayton Beach mit seinem Auto eine Geschwindigkeit von 373 Kilometern in der Stunde erreicht und damit eine Schnelligkeit erzielt, die nur vom Flugzeug überboten werden kann. Bei seinen Rekordfahrten ist er mehr als einmal nur knapp dem Tod entronnen. Aber zwei Tage, nachdem er mit seinem Automobil „Goldener Pfeil" den Weltrekord errungen hatte, schwor er sich, diesen Wagen niemals wieder zu einer Rekordfahrt zu besteigen, weil die Erhöhung der Stundengeschwindigkeit über 370 Kilometer hinaus dem Selbstmord nahekommt. Segrave, der unmittelbar nach seiner Triumphfahrt im März vorigen Jahres vom englischen König geadelt wurde, war nämlich schon am 13. März 1929 Zeuge eines Ereignisses, das ihm die Gefahren seiner Sportleidenschaft deutlich vor Augen führte. Der amerikanische Autorennfahrer Lee Bible versuchte, auf derselben Rennstrecke in Dayton Beach den Rekord des englischen Majors zu brechen; er hatte die Rennbahn schon einmal durchfahren, ohne die entsprechende Geschwindigkeit zu erreichen, und schloß sofort einen zweiten Versuch an. So weit sich später durch Zeugenaussagen ermitteln ließ, drosselte Bible den Motor zu schnell ab; die Vorgänge konnten nicht ganz geklärt werden, doch steht fest, daß der Rennfahrer die Herrschaft über den Wagen verlor, herausgeschleudert wurde und mit gebrochenem Genick am Wege liegen blieb. Der Rennwagen sauste mit einer Geschwindigkeit von 325 Kilometern führerlos weiter, erfaßte den Filmoperateur Traube und tötete ihn sofort.

Sir Henry Segrave wurde durch diesen Unfall sehr erschüttert, und er nahm sich vor, sein Leben nicht mehr so leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Es wurde nun sein Ehrgeiz, auch auf dem Wasser der schnellste Mensch der Welt zu werden; nach seiner Ansicht waren im Motorboot die zu überwindenden Schwierigkeiten zwar größer, doch sollten dafür die Gefahren geringer als im Auto sein. Beim Sport mußte er bleiben, das lag ihm im Blut. Schon sein Vater war ein begeisterter Autofahrer, und Henry Segrave hatte sich seit seinem 16. Lebensjahr dem Ingenieurstudium zugewandt, um die für den Autosportler notwendigen technischen Kenntnisse zu erwerben. Im Krieg kämpfte er als Pilot auf englischer Seite, nach dem Friedensschluß stritt er auf den Rennplätzen in England und Amerika, in Frankreich, Spanien und Italien. Seit Jahren versuchte er, den Weltrekord im Motorboot zu erringen, hatte aber bei seinen Starts in Florida keinen Erfolg, da er die Geschwindigkeit von 150 Kilometern in der Stunde, die ein Amerikaner erzielt hatte, nicht erreichen konnte. Im vergangenen Jahr fuhr er in Deutschland in seinem Boot „Miß England 128 Stundenkilometer. In letzter Zeit trainierte er in seiner Heimat mit seinem neuen Rennboot. „Miß England II." und soll bei seinen Probefahrten schon 175 Kilometer erzielt haben. Es wird wohl nie geklärt werden, durch wessen Schuld dieses wunderbare Boot, das bei zehn Meter Länge mit 4000 Pferdekräften ausgestattet war, plötzlich unterging und seinen Führer so unsanft ins Wasser beförderte, daß ihm Gliedmassen und Rippen brachen und dem Leben dieses ausgezeichneten Sportmannes ein schreckliches Ende bereitet wurde.

Erst wenige Wochen sind vergangen, seit ein anderer Sportsmann seine mehrjährigen Versuche, eine Rekordgeschwindigkeit zu erzielen, mit dem Leben bezahlen mußte. Max Valier wollte der Welt beweisen, daß die Rakete dem Auto eine größere Geschwindigkeit zu verleihen vermag als der Verbrennungsmotor. Er glaubte, daß es ihm glücken müßte, 400 Kilometer in der Stunde zurückzulegen — als erste Etappe zu jener unvorstellbaren Steigerung der Geschwindigkeit, die eines Tages die Flucht aus der irdischen Atmosphäre, die Reise ins Weltall, die Landung auf dem Monde ermöglichen sollte. Das alles war reichlich phantastisch gedacht, aber doch ehrlich gemeint, denn Valier war ein Optimist von reinstem Wasser, der von seinen Projekten so überzeugt war, daß er stets seine ganze Persönlichkeit für sie einsetzte. Als er vor knapp einem Monat an seinem neuen Raketenversuchsapparat arbeitete, traf ihn ein Sprengstück der explodierenden Maschine in die Brust und zerriß die Schlagader. Der Mann, der den Weltraum stürmen wollte, war durch eigene Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen.

Tödliche Unfälle bei Autorennen und bei Rekordjagden aller Art ereignen sich so häufig, daß man den Mut der tapferen Männer bewundern muß, die sich immer wieder den Teufelsfahrzeugen anvertrauen, um noch ein paar Kilometer, noch ein paar Sekunden schneller als ihre Kollegen zu sein. In Deutschland erregte man sich besonders über das Wettrennen auf der Avus-Bahn bei Berlin, dem im Juli 1926 mehrere Menschen zum Opfer fielen. Der hervorragende Rennfahrer Rosenberger verlor auf der regenglatten Straße die Gewalt über das Steuer und gefährdete nicht nur sich, sondern ließ auch zwei Todesopfer und vier Schwerverletzte auf dem Platze. Weit grausiger verlief am 9. September 1928 das Rennen um den Großen Preis von Europa auf der berühmten und berüchtigten Bahn des italienischen Städtchens Monza in der Nähe von Mailand. Als das Rennen mittags in vollem Gange war, verlor der Fahrer Materassi aus Florenz die Gewalt über seinen Wagen und fuhr mit einer Stundengeschwindigkeit von 200 Kilometern — 56 Meter in jeder Sekunde — mitten in das Publikum. Der Wagen rollte schief von der Bahn fort, durchquerte ein drei Meter breites Rasenband, übersprang einen zwei Meter tiefen und drei Meter breiten Graben und schlug dann wie eine Granate in die Ehrengäste. Schließlich wurde er durch den Anprall zehn Meter weit in denselben Graben zurückgeworfen, den er vorher übersprungen hatte, Materassi flog aus dem Auto und starb wenige Stunden später im Krankenhause. Unmittelbar nach dem Unglück zählte man auf der Tribüne 23 Tote und viele Schwerverletzte. Unglaublicherweise wurde das Rennen trotzdem fortgesetzt.

Vor genau einem Jahr, am 16. Juni 1929, verlor Deutschland einen Weltrekordmann, dessen Ehrgeiz es nicht gewesen ist, schneller zu sein als andere Sportsleute, sondern der sich als Dauerflieger um die Entwicklung des Segelflugs sehr verdient gemacht hat. Der ostpreußische Segelflieger Ferdinand Schulz, ein Lehrer von kaum dreißig Jahren, hatte im Ganzen neun Rekorde errungen; seine bedeutendste Leistung vollbrachte er am 3. Mai 1927; nämlich einen Dauerflug von 14 Stunden und 7 Minuten. Am 16. Juni 1929 war er zur Einweihung eines Fliegerdenkmals mit seinem Segelsportflugzeug „Marienburg" über dem Ort Stuhm aufgestiegen. Plötzlich lösten sich die Tragflächen des Flugzeuges, und Schulz wurde mit seinem Begleiter Kaiser im Flugzeugrumpf auf die Erde geschleudert. Beide waren tot. War dieses Unglück bei einem an sich nicht übermäßig gefährlichem Anlaß erfolgt, so kam der Mensch, der bisher am weitesten in die Atmosphäre vorgedrungen war, der amerikanische Kapitän Gray, bei seiner Weltrekordfahrt selbst um. Vor etwas mehr als zwei Jahren stieg Kapitän Gray mit einem Ballon bei Belleville im Ohio-Tal auf und machte während der ganzen Fahrt genaue Aufzeichnungen, die man später gefunden hat. In 4500 Meter Höhe nahm er zum erstenmal Sauerstoff, und in 6000 Meter Höhe konnte er die künstliche Sauerstoffzufuhr überhaupt nicht mehr entbehren. Bei 9000 Meter Höhe verloren ihn einige Flugzeuge, die ihn zunächst eine Strecke begleitet hatten, vollständig aus den Augen. Aus der Aufzeichnung geht hervor, daß Kapitän Gray in dieser Höhenlage, die über der Spitze des Gaurisankar liegt, die Sonne als riesige Flammenkugel am tiefschwarzen Himmel sah. Das Thermometer zeigte 50 Grad unter Null. Dann warf er die letzten Sandsäcke aus dem Ballon. Was weiter geschehen ist, wird man nie erfahren. Am nächsten Morgen fand man die Ballonhülle und die Leiche des Kapitäns; der selbsttätige Höhenmesser bewies, daß der Ballon sich 12922 Meter über der Erde befunden hatte — ein Weltrekord, der bisher noch nicht annähernd wieder erreicht worden ist. Uebrigens hatte Kapitän Gray wenige Wochen vorher schon eine Höhe von nahezu 12 000 Metern im Ballon erklommen, und die neue Fahrt diente nur dazu, seinen eigenen Rekord zu brechen.

Der neue Film

Kunstwochen — auch für den Film?

Inmitten dieser schon längst totgesagten Saison drängen sich plötzlich die Ereignisse — während „Westfront 1918" die Zuschauer erschüttert, rüttelt „Zyankali" sie auf, gibt ihnen „Der große Gabbo" zu denken, stößt „Der Fundvogel" sie ab. Italienische Tenöre schmettern in den Opern ihr hohes C, die „Berliner Kunstwochen" sind da. Sollten sie für den Film wirklich gekommen sein, auch ohne verteuerte Eintrittspreise und den klangvollen Import aufgeplusterter Stars?

Erich von Stroheim, der Sonderling aus Hollywood, der die eigenwilligen Filme „Gier nach Geld" und „Hochzeitsmarsch", mit derselben Inbrunst angefeindet wie angebetet, gedreht hat, ist erster Protagonist im „Großen Gabbo", in dem nominell ein anderer Regie führt, der aber von der Gestalt und dem Willen Stroheims beherrscht ist. Gabbo: Egoist, Hysteriker, einsam wie alle diese Menschen, verliert den letzten Gefährten, seine Frau, die er verstößt. Gabbo ist Bauchredner. Das Ich dieses Tyrannen im Taschenformat ist gespalten — die bessere Hälfte, seine gute Seite ist in seine Wunderpuppe Otto gewandert. Windervoll sein Spiel mit dieser Puppe, seine Gespräche mit ihr — hier ist des Tonfilms ureigenstes Gebiet: in der Differenzierung der beiden Stimmen liegen die zwei Seelen auch in seiner Brust. Also optisch verdeutlichte, „handgreiflich" gemachte Psychologie. Der Einsame, in sich Verkrampfte, wird mit seiner Wunderpuppe der „große" Gabbo, er erklimmt eine glanzvolle Karriere, um schließlich von Exzentrizität in Irrsinn umzuschlagen. Als er die Frau, die er verstoßen und auf die er doch immer gewartet hat, wiedersieht, sieht, daß sie einem anderen gehört, platzt der Ausbruch langjähriger Vereinsamung in die große Szene der Revue und wird zum Skandal. Die Grenze zwischen Kitsch und Kunst ist hier flüssig. Einen Augenblick könnte man diese Kolportage mit faulen Aepfeln bewerfen, den nächsten Moment schon fühlt man erschüttert, daß dort ein Mensch seine Seele nackt auszieht . . .

Faszinierend ist das Spiel Stroheims, der in unheimlicher, maskenhafter Starrheit in den Irrsinn gleitet. Schade, daß man mit dem Akustischen nicht sparsamer umgeht, es wird zuviel gesprochen. Die Bilder der Revue, die die eigentliche Handlung unterbrechen, sind schön, sehr schön, ohne daß die Reklame sie besonders reißerisch anpreist. Denkt man an die Filmrevue „Paris", so tut diese Bescheidenheit und diese formvollendete Ausarbeitung: der Tanzarchitekturen wohl. Auch „Der Fundvogel" ist sichtbar gemachte Psychologie — wenigstens wollte er es sein, soweit er sich an den H. H. Ewersschen Roman anlehnt, in dem eine Frau zum Mann wird. Natürlich spielt der Film an diesem heiklen, perversen Thema vorbei, er spielt auch sonst vorbei. Es ist nichts gut und nichts schön in diesem Film — und trotzdem fesselt er. Er ist von einer — interessanten Häßlichkeit. Mag das an dieser höchst persönlichen, originellen Regie Hoffmann-Harnischs liegen, an den starken Episoden von Paul Wegener oder an etwas, das nicht da ist: nämlich dem Lasterhaften, das man nicht darstellen durfte.

In einem großen Kino im Osten Berlins ist „Cyankali" uraufgeführt worden, die filmische Bearbeitung des Wolffschen Theaterstückes. Die Szene wird zur Tribüne, Magnus Hirschfeld spricht zuerst, der Vorkämpfer für die Gebärfreiheit der Frau, der Autor spricht, der die mutige, wirksame Anklage gegen den § 218 geschrieben hat, an dem jedes Jahr in Deutschland zehntausend Frauen und Mädchen zugrunde gehen müssen. Der Film hält sich ziemlich eng an das Theaterstück, auch hier sind die Szenen beim Arzt und am Zeitungskiosk die szenisch besten. In der sprechfilmmen Fassung stören etwas die Zwischentexte, nur in Momenten höchster Verzweiflung und Qual entringt sich dem Mädchenmund ein Schrei, der noch lange in den Ohren der ergriffenen Zuhörer nachhallt. Grete Mosheim spielt eine von vielen, die das bornierte Gesetz ins Elend bringt; ergreifend schlicht ist dies kleine Proletariermädchen, anmutig im kümmerlichen Glück ihres Lebens, mitreißend im Schmerz. Auch die anderen Mitglieder der Familie, die am Stacheldraht des Gesetzes verbluten, sind überzeugend gestaltet. Endlich einmal wagt sich der Film zwischen Wiener Herzen, Rheinischen Mädels und Donauwellen an ein brennendes Zeitproblem heran! Die Regie führte Hans Tintner. H. E.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von **Oliver Curwood**

Copyright by Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
(Nachdruck verboten.)

39

22. Kapitel
Einsam

Einen Augenblick später stand der Händler von Lac Bain am Rande des Felsens und brach in einen heiseren, bellenden Laut aus. Es war ein wilder Schrei der Qual, ein Schrei des Entsetzens, der sich auf seinen Lippen zu ihrem Namen formte, als sie seinen Augen entschwand. Entgeistert starrte er in die kochenden Wasser und auf die schwarzen Felsen hinunter. Aber nichts konnte er entdecken, kein Lebenszeichen, keinen letzten Schimmer ihres bleichen Gesichts, keine Spur der in den weißschimmernden Strudeln wirbelnden Haare. Und das, das hatte sie getan, um seinen Händen zu entfliehen!

Die Seele dieser Bestie wurde plötzlich krank, so krank, daß er rückwärtstaumelte. Es wurde ihm schwarz vor den Augen und seine Knie zitterten. Er hatte Pierrot getötet und das war ein Triumph für ihn gewesen. Sein ganzes Leben lang hatte er die Rolle des tierischen Menschen mit einer Ruhe und einer Grausamkeit gespielt, die unerschütterlich schien. Nichts hatte ihn überwältigt bis zum Ereignis dieses Augenblicks, das ihn lähmte und bis ins Mark erstarren ließ. Billo bemerkte er gar nicht, er hörte ihn auch nicht winseln dort drunten beim Felsen. Einige Augenblicke lang hüllte sich die Welt vor seinen Augen in einen schwarzen Schleier, aber dann rüttelte er sich aus seiner Betäubung auf, rannte wie rasend am Rand der Schlucht entlang, und wo immer die Felsen einen Durchblick ließen, scheute er hinunter, ob er Nepeese erspähen könnte. Aber schließlich wurde es zu dunkel und damit schwand seine Hoffnung immer mehr. Nepeese war fort. Das hatte sie gewagt, um ihm zu entfliehen!

Unaufhörlich quälte ihn dieser eine Gedanke, als ob sein Hirn nichts anderes mehr zu denken vermöchte. Nepeese war tot; und Pierrot war tot. Und das hatte er, er allein, innerhalb weniger Minuten getan.

Dann machte er kehrt und schritt der Blockhütte zu; aber nicht auf dem Weg, auf dem er Nepeese verfolgt hatte, sondern er wählte einen anderen Weg mitten durch den Wald. Der Schnee fiel wieder in dichten Flocken. McTaggart schaute nach dem Himmel, wo sich im Süden und im Osten schwarze Wolken zusammenballten. Die Sonne verschwand. Bald wird der Sturm losbrechen, ein gewaltiger Schneesturm. Die dichten Flocken, die ihm auf die bloßen Hände und ins Gesicht wirbelten, setzten sein Hirn wieder in Tätigkeit. Solch ein Sturm bedeutete Glück für ihn. Er wird alle die frischen Spuren verwischen und sogar das Grab verdecken, das er Pierrot schaufeln wird. Ein Mensch wie McTaggart braucht wirklich nicht lange, bis er sich von einer moralischen Erschütterung erholt hat. Allmählich tauchte die Hütte vor ihm auf, und da beschäftigten sich seine Gedanken auch bereits wieder mit den nächsten Dingen. Das Schreckliche war nicht, daß Pierrot und Nepeese sterben mußten, sondern daß er, McTaggart, seine Träume und Erwartungen zerstört sah. Nicht, daß Nepeese tot war, kränkte ihn, sondern daß er es war, der sie verlor, das war sein größter Schmerz. Das andere, seine verbrecherische Tat, das war ja leicht zu vertuschen.

Es war nicht Mitgefühl, das ihn das Grab Pierrots unter der hohen Tanne, unmittelbar neben dem Grab der Mutter Nepeeses graben ließ. Es geschah nicht aus Gründen des Gefühls, daß er überhaupt ein Grab schaufelte. Nur die kühlen Gründe der Vorsicht bewegten ihn dazu. Er begrub Pierrot mit allem Anstand, so wie jeder Weiße einen andern Weißen begraben hätte. Dann goß er Pierrots Vorrat an Kerosen (ein Oel, das zu Beleuchtungszwecken dient. D. Ue.) dort aus, wo es am wirksamsten war und steckte es mit einem Streichholz in Brand. Er blieb am Waldrand stehen, bis die Blockhütte in ein einziges Flammenmeer gehüllt war. Der Schnee fiel immer noch in dichten Flocken, und bald war das frischgeschaufelte Grab nur mehr ein weißer Hügel; alle Spuren verschneiten. Rein äußerlich zeigte Bush McTaggart keine Angst seiner Taten wegen, als er nach Lac Bain zurückkehrte. Niemand wird je einmal in das Grab des Pierrot Du Quesne schauen; und wenn dieses Wunder je geschehen sollte, war ja niemand da, der ihn verraten könnte. Von einem aber wird sich die Seele des Händlers nie ganz befreien können. Immer wird das bleiche triumphierende Gesicht der „Weide" lebendig vor ihm stehen, wie es ihm im letzten Augenblick siegesgewiß entgegensah; und selbst als sie den Tod statt seiner wählte, hatte er noch ausgerufen: „Gott wie ist sie schön!" — —

Wie McTaggart Billo, so hatte auch Billo McTaggart vergessen, und während McTaggart die Felswand entlang rannte, hatte sich Billo in dem festgetretenen Schnee niedergekauert, wo Nepeese zuletzt gestanden war. Die Muskeln seines Körpers angespannt, die Vorderfüße im Schnee gespreizt, so spähte er den Abgrund hinunter. Er hatte sie in die Tiefe springen sehen. So manchesmal hatte er vergangenen Sommer mit der waghalsigen Nepeese in dem tiefen, stillen Wasser des Teiches getaucht. An dieser Stelle ging es aber erschreckend tief hinunter. Noch nie hatte sie bisher ihre Taucherkünste an einer ähnlichen Stelle erprobt. Er konnte die schwarzen Felsspitzen sehen, die in dem wirbelnden, spritzenden Schaum wie die Köpfe spielender Riesen auftauchten und wieder verschwanden, und das Tosen des Wassers flößte ihm Furcht ein. Manchmal sah er sogar Eisbrocken zwischen den Felswänden hindurchjagen. Und dort war sie hinuntergesprungen!

Er verspürte ein großes Verlangen, ihr zu folgen, ihr ins Wasser nachzuspringen, wie er ihr auch bisher immer gefolgt war. Sicherlich lag sie dort unten, selbst wenn er sie nicht zu sehen vermochte. Vielleicht spielte sie zwischen den Felsen und verbarg sich in dem weißen Schaum — oder machte sie sich Gedanken, warum er ihr nicht folgte. Doch er zögerte noch und streckte Kopf und Hals weiter über den Felsrand. Seine Vorderpfoten drückten sich tiefer in den Schnee ein, daß er sie nur mit einiger Anstrengung wieder zurückziehen konnte. Da hub er zu winseln an. Mit einem Mal nahm er die frische Witterung von McTaggarts Stiefeln im Schnee auf, und da schlug sein Winseln in ein langes, sehnsüchtiges Knurren um. Er schaute wieder in das Wasser hinunter, konnte sie aber immer noch nicht entdecken. Dann begann er zu bellen — das war das kurze deutliche Zeichen, mit dem er sie immer gerufen hatte. Aber es erfolgte keine Antwort. Von Zeit zu Zeit bellte er wieder, und jedesmal hörte er nichts zur Antwort als das wilde Tosen des Wassers. Schließlich blieb er stehen und horchte stumm; erzitterte am ganzen Körper aus Furcht.

Es begann wieder zu schneien und McTaggart war zur Blockhütte zurückgekehrt. Kurze Zeit darauf verfolgte Billo die Spur, die der Händler am Rande der Schlucht hinterlassen hatte. Wo er stehengeblieben war, um hinunterzuschauen, blieb auch Billo stehen. Für einige Zeit verbrannte sein Haß in dem sehnlichen Wunsch, „Die Weide" wiederzufinden. Billo suchte unermüdlich weiter, bis er etwa vierhundert Meter unterhalb der Stelle, von wo aus McTaggart zuletzt hinuntergeschaut hatte, an den schmalen Weg kam, den er und Nepeese auf der Suche nach Veilchen so oft hinuntergestiegen waren. Der verschlungene Pfad, der über einen Felsen führte, war jetzt eingeschneit, aber Billo bahnte sich einen Weg, bis er am Ufer des reißenden Wassers stand. Aber auch hier war nichts von Nepeese zu finden. Billo winselte und bellte wieder. Diesmal klang bange Sorge und ein wimmernder Ton aus Billos Rufen, der besagte, daß er eigentlich keine Antwort mehr erwartete. Fünf Minuten später saß er im Schnee, unbeweglich wie ein Felsen. Was drang aus dem geheimnisvollen, tosenden Wasser an sein Ohr? Was für ein geisterhaftes Flüstern der Natur erzählte ihm die Wahrheit? — Die Vernunft vermag es nicht zu erklären. Billo horchte und spähte und seine Muskeln zuckten, je stärker die Erkenntnis der Wahrheit in ihm wuchs. Langsam erhob er den Kopf, bis seine schwarze Schnauze zu dem grauen, stürmischen Himmel wies, und aus seiner Kehle drang das zitternde, langgezogene Heulen des Schlittenhundes, der außerhalb des Zeltes seines Herrn, der noch nicht lange tot war, trauerte.

Als McTaggart auf dem Weg nach Lac Bain das Heulen Billos hörte, begann er zu zittern.

(Fortsetzung folgt.)